

## **Das Feature ohne O-Ton**

**Von Michael Lissek.**

**Für Deutschlandfunk Kultur, „Featureantenne“**

Ich gebe es zu: Ich mag Features, in denen keine O-Töne vorkommen. Stücke, in denen der Autor oder die Autorin nicht mit dem Mikrofon unterwegs war, keine Interviews geführt, keine Szenen, Geräusche oder so genannte „Atmos“ aufgenommen, sondern nur einen Text geschrieben hat. Den ein Sprecher, sei's der Autor selber oder ein Schauspieler, dann spricht. Und den (manchmal) ein Regisseur gestaltet. Mit Geräuschen versieht oder mit Musik. Ihn rhythmisiert. Atmen lässt.

Diese Vorliebe erscheint, ich weiß, ein wenig anachronistisch. Weil wir ja alle irgendwie von „Fortschritt“ ausgehen, egal wo, egal wann, schreiben wir die Geschichte des Radiofeatures als Sieges- und Triumphzug des soundfetten, bigboost-Originalton-Features in akustischem Breitband-Stereo. In einer solchen Sichtweise gehören Features ohne O-Ton und mit nur einzwei Stimmchen selbstverständlich der Vergangenheit an und sind zu vernachlässigen. In einer solchen Sichtweise ist das otonlose Feature veraltet...

*Mini-Auszug Martin Burckhardt, Südafrika*

Allerdings, das wird manchmal vergessen, liegt das WIRKLICH BESONDERE des Radiofeatures ja nicht daran, dass es tolle Originaltonaufnahmen verwendet (das haben auch schon Reporter früher getan), sondern (neben vielem anderen auch) daran, wie es die verschiedenen Materialien, über die es verfügt (Musik, Originalton, Szene, Atmo, Archivton, Studiostimme, usw.), montiert. Nicht unbedingt stringent, sondern gerne auch assoziativ, abschweifend,

diskontinuierlich. Um so etwas herzustellen, das über den bloßen Bericht und die Reportage hinausgeht – und seine eigene, künstlerische Wirklichkeit kreiert. Also: *akustische Literatur* wird, die nicht aus Text, sondern aus akustischen Texturen besteht.

*Mini-Auszug Schnabel, Interview mit einem Stern*

Die Geschichte des Radiofeatures ist keine Geschichte des Mikrofons (sonst müssten heute, in großartigen digitalen Zeiten, ja alle Features super fett klingen), keine Geschichte darüber, wie die „Wirklichkeit“ ins Radio kam (dann müsste man vor allem die Geschichte der Reportage erzählen), sondern die Geschichte seiner besonderen, akustischen Erzählweisen. Seiner Dramaturgien. Narrativen. Szenarien.

Wenn wir vom o-tonlosen Feature sprechen, sprechen wir also nicht vom Text (den es im Radio ohnehin nicht gibt), also in keinster Weise davon, ob man da irgendeine besondere „Schreibweise“ anwenden muss, damit es „funktioniert“... sondern wie immer, wenn wir von Radio sprechen, von akustischer Gestaltung. Von Stimme. Und von Klang.

*Horst Krüger, Ägypten. Auszug, ersten 30 Sekunden*

Es gibt ein paar ganz Große des otonlosen Radiofeatures. Horst Krüger ist so einer, den haben wir gerade gehört. Andere Namen: Friedrich Schütze-Quest, Sibylle Tamin, Ernst Schnabel. Später, in den 90ern, Martin Burckhardt. Es gibt aber auch, und deren Zahl ist Legion, unvorstellbar viele unendlich langweilige Feature ohne O-Ton.

*Beispiel eines unendlich langweiligen Features ohne O-Ton: Horst Krüger*

*gesprochen von Hans Egon Hulthusen*

Was macht den Unterschied? Der Text? Wohl kaum. Denn der Text, den wir gerade gehört haben, stammt vom sehr großen Horst Krüger, wurde aber 1959 noch von einem berufsmäßigen Sprecher, Hans Egon Holthusen verkündet. Wie anders hingegen der Krüger-Sound:

*Krüger-Beispiel; nochmal*

Den Unterschied macht die Sprechweise. Nicht der Text. Was die wirklich guten, otonlosen Stücke ausmacht, ist die überraschende Stimme, die „andere“ Stimme. Und das (bewusste oder unbewusste) Spiel mit ihr, ihrem Tempo, ihrer Intonation, ihren Melodiebögen. Schnabel war ein Melancholiker. Krüger lispelte und sprach viel zu schnell. Burckhardts Schauspieler hingegen verschleppten das Tempo. In den (meiner Meinung nach) gelungenen Stücken ist jeweils eine Stimme zu hören, die eine Farbe in sich trägt, die ein Szenario entwirft, die irgendwie quer zu dem liegt, was man sich „im „Radio“ vorstellt, die eben nicht nur vorliest, sondern einen Körper transportiert. Man hört, wenn man die Sprecher hört, nicht „Schauspielschule“, man hört nicht „Kultur“ oder „Bühne“ – man hört Menschen.

*Swetlana Alexijewitsch, Tschernobyl, Regie: Ulrich Gerhard*

Das Radio, das darf man nicht vergessen, ist immer auch ein Medium der MACHT – selbst in demokratischsten Zeiten. Im Radio darf nicht jeder sprechen. Im Radio muss man sprechen, wie man im Radio eben spricht. Wer das nicht kann, bleibt draußen. Wer im Radio spricht, ist Repräsentant des Radios. Er ist eine „Radiostimme“.

Was in den Jahren 1968 ff so sexy am Einzug des Originaltons ins Feature war (und wogegen sich, wenn man den Geschichten der Beteiligten Glauben schenkt, die Sender anfangs mit Händen und Füßen und Ohren sträubten), war die Injektion der – um's mit Foucault zu sagen – „infamen“ Stimme. Derjenigen, die nicht dafür ausgebildet war, im Radio zu sprechen. Und auch, wenn in den großartigen otonlosen Features keine Zechenkumpel und Putzfrauen sprechen: auch hier hört man sie, die infame, nicht betriebskonforme Stimme. Auch hier spielen die Featuremacher mit dem, was Radio ausmacht: Stimme. Pause. Rhythmus.